

Erster Preis

Blanca Hahn (K1)

2098. Eine Geschichte über besondere Freundschaft

Nacht. Der dunkle Samt am Himmel, der dunkle Spiegel in mir. Bin ich die Einzige? Bin ich die einzige Person, die diese Nacht in sich trägt, so gefangen in ihr ist? Die einzige, die so allein ist, der Zeit keine Wunden heilt und die sich selbst so fremd ist, ein dunkler Spiegel, in dem sich nichts erkennen lässt? Warum scheint jeder andere so glücklich, so zufrieden mit sich selbst, so lachengleich? „Du wirst geliebt“, hat meine Mutter immer zu mir gesagt. Und ja, das wurde ich wohl auch. Ich hatte Freunde und war beliebt, war so frei wie ein Windhauch und so laut wie das Meer, wie das Leben. Nur jetzt erkenne ich, als hätte der Wind einen Schleier des Glücks ergriffen und ihn fortgeweht, dass mir all diese Freundschaften, all diese Liebe nur zeigten, wie wenig ich in der Lage bin, mich selbst zu lieben. Was nützten sie also, diese oberflächlichen, „besonderen“ Freundschaften, wenn alles, was ich wollte, war, nicht mehr ich zu sein. Ich bin müde und leer. Ich bin es leid, mich anzulügen und meinem falschen Spiegelbild zu erzählen, es wäre gut so, wie es ist. Ich bin es leid, jeden Tag aufs Neue gegen mich selbst zu kämpfen, unter sogenannten Freunden, die einen doch nicht kennen, viel zu laut zu lachen und nachts stundenlang alleine am Fenster zu sitzen und so leise zu weinen, wie es nur möglich ist. Bin ich die Einzige, die so verloren ist, die weiß, wie es ist, selbst sein größter Feind zu sein?

Auch in dieser Nacht saß ich allein am offenen Fenster. Ich war schon lange allein und die Gesellschaft meiner Gedanken wurde mit jedem Tag unerträglicher. Ich hatte immer schon das Gefühl gehabt, der Mond würde meine Einsamkeit verstehen, und so saß ich da und schaute zu ihm auf. Eine helle Perle in dem weiten mit Sternen bestickten Meer aus Gefühlen. Er war alles und doch auch nichts. Er war still wie das Glück und laut wie die Einsamkeit. Die Nachtluft war warm, es wurde schon seit Jahren nicht mehr kühl hier, als sie sich durch das offene Fenster in mein Zimmer schlich. Draußen roch es nach Staub und trockenem Holz und Geheimnissen. Man hörte die verlassensten Häuser der Geisterstadt wispern und leise davon singen, wie sie von den Menschen, auf der Suche nach Wasser und auf der Flucht vor dem weißen Schlaf, der sich über die Bewohner legte, zurückgelassen wurden. Ein leichter Wind traumwandelte an meinem Fenster vorbei, strich mir im Vorbeigehen sanft durchs Haar und flüsterte mir sein Gedicht ins Ohr. Das Haus war leer. Die meisten Möbel hatten wir für Wasser und Orangen verkauft und am Fenster saß niemand. Bevor mein Bruder gegangen war, war ich noch jemand, Scherben von Gefühlen in mir aufbewahrt wie zerbrechliches Glas in einem Tuch aus Samt. Jetzt ist da nur noch Leere. Er wollte Wasser holen, schien so sicher zu wissen, wo es welches gab. Ich weiß noch, wie ich seine mandelfarbigen Augen anflehte, nicht zu gehen. *Du wolltest doch, dass er ging.* Nein, ich hatte Angst um ihn, ich wusste, es gibt kein Wasser mehr. *Doch. Tief in dir wolltest du es, hast gehofft, er würde wirklich welches finden.* Ich lehne mich ein Stück aus dem Fenster, atme die Nacht ein und schließe die Augen. Fast zwei Wochen ist es jetzt schon her. *Er kommt nicht mehr zurück, und das weißt du.* Aber was wäre, wenn? Wenn ich fortgehe

und er doch noch kommt? Wenn er kommt und ich bin nicht mehr da? Also warte ich. Was habe ich schon zu verlieren?

Ich öffne meine Augen und lausche der Nacht. Irgendwo scheint etwas zu brechen, oder viel eher zu knistern. Wie festes Plastik, was zerbricht. Ich lächele. Vielleicht sind es ja die Geister der Nacht. Der Wald in der Nähe unseres Hauses scheint plötzlich heller zu werden, als würde er im warmen Licht leuchten. Einbildung. Oder sterbe ich gerade? Verdurstete ich, weil ich seit zwei Wochen auf Wasser warte und mir jeden Tag nur einen Schluck von dem flüssigen Leben, was wir noch aufgehoben hatten, erlaube? Verhungere ich, weil ich seit zwei Wochen nichts mehr gegessen habe außer ein hartes Stück Brot? Oder sterbe ich an Einsamkeit, an meinen Gedanken? Ein seltsamer Geruch schleicht sich in meine Lunge. Eine Mischung aus Sommer, Hitze und Holz, nur auf die schrecklichste Weise, die ich mir vorstellen könnte. *Feuer*. Ich starre auf den Wald. Die Flammen tanzen durch die Bäume auf mich zu, klettern an den Bäumen hoch und bringen sie zu Fall. Ein Waldbrand. Ich sollte nicht so überrascht sein. Seit Monaten ist es trocken und heiß, seit Jahren hat es nicht mehr richtig geregnet, und Flüsse und Seen trocknen aus.

Es war einmal anders. Bevor ich geboren wurde. Meine Mutter erzählte mir oft von strömendem Regen, kalten Wintern, in denen man Feuer machte, um sich zu wärmen. Es gab eine Zeit, in der alles grün war, in der man alles, was das Herz begehrte, kaufen konnte. Unmengen von Gemüse, Fleisch, Käse und Obst aus fremden Ländern. Man hatte wunderschöne Kleider getragen, war in Theater oder Kinos gegangen, hatte andere Städte, Länder, sogar andere Kontinente besucht. Und man hatte weggeworfen. Alles, was man nicht mehr mochte, nicht mehr brauchte oder vielleicht sogar nie gebraucht hat. Man hatte die Meere verschmutzt – die wunderschönen, seidigen Weiten in Blau, in denen echte Wunder existiert hatten: Von winzigen leuchtenden Seelen bis zu riesigen, singenden Walen. Das alles ist jetzt vergangen. Jetzt gibt es nur noch den Untergang und keinen Weg, uns zu retten. Denn niemand hat für uns gekämpft, als es noch nicht zu spät war. Und die, die es taten, wurden nicht gehört.

Das Feuer kam immer näher. Ich sah wie versteinert zu, konnte mich nicht bewegen, und irgendwo tief in mir wollte ich es auch nicht. Ich hörte, wie die Flammen unser Haus umarmten. Erst als ich das Knacken des brennenden Holzes auf dem Flur hörte, wurde mir klar, dass ich überleben muss. Ich weiß nicht, ob es der Rauch war, der meine Lungen füllte, oder die plötzliche Erkenntnis und das Aufspringen binnen Sekunden, aber in dem Moment, in dem ich mich vor dem tödlichen Rot retten wollte, wurde alles schwarz. Ein viel tieferes Schwarz als die Nacht, ein Schwarz, in das man hineinfällt, in dem man versinkt und das einen nie wieder aus seinen festen, erstickenden Wellen freigibt.

Die Nacht war dunkel und warm, als das Feuer ausbrach. Ich war versucht, einfach im Haus sitzen zu bleiben und zu warten, bis mich der Tod abholen kommt. Aber eine plötzliche Energie durchströmte mich und ich stemmte mich aus dem alten staubigen Sessel hoch und lief aus dem Haus. Alles, was ich mitnahm, war der Rest meines Wasservorrats und mein Tagebuch. 45 Jahre Freude, Wut, aber vor allem Schmerz standen in diesem kleinen schwarzen Buch. Der Rauch füllte meine Atemwege und trieb mir Tränen in die Augen. Ich stolperte auf der Treppe. Als ich auf der Straße stand und mein Haus betrachtete, wurde mein Herz schwer und sank wie Mondlicht im See.

Plötzlich war ich wieder jung, stand mit meinem Verlobten vor dem halbfertigen Haus am See. Er hatte die Veranda gestrichen, während ich ihm zugesehen hatte. Die Frühlingsluft war lau gewesen und ein leichter Wind hatte geweht. Es hatte nach Blüten und Farbe gerochen. Die Bank, auf der ich gesessen hatte, war hart, aber ich hatte gefürchtet, wenn ich sie verlassen würde, könnte die Zeit nicht stehen bleiben, und in diesem Moment hatte ich mir nichts sehnlicher gewünscht. Und wenn ich später darüber nachdachte, wünschte ich mir tatsächlich, die Zeit wäre in diesem Moment nicht weitergelaufen. Aber das tut sie immer. Und so folgten die dunklen Jahre, die dunkler waren als die Kleider auf den Beerdigungen, die alles schwarz färbten und mein Glück nahmen.

Ein einstürzender Balken schreckte mich aus meinem Traum auf. Ich sah hinüber zum Nachbarhaus. *Wo ist sie?* Noch vor einigen Momenten saß sie am Fenster. Warum ist sie nicht auf der Straße? Was, wenn sie...?

Wenn ich nachts nicht schlafen kann, weil mich Träume von dem Unfall wachrütteln, sehe ich sie immer am Fenster sitzen, meistens glitzern Tränen auf der karamellfarbenen Haut und in den Kaffeeaugen, in denen sich der Mond spiegelt. Das traurige Mädchen von nebenan. Sie erinnert mich so sehr an meine Tochter. Ich stelle mir oft vor, sie wäre genauso wie sie. Voller Neugier und Lebenslust, wie eine Lerche in den ersten Sonnenstrahlen. Doch ich erkannte, wie traurig das Mädchen in Wirklichkeit ist. Wie oft war ich versucht, hinüberzugehen, zu versuchen, ihr zu helfen, sie zu trösten und in den Arm zu nehmen. Aber ich kann nicht. *Was, wenn du sie ins Herz schließt? Und was, wenn du sie dann verlierst?* Meine inneren Stimmen halten mich zurück, erlauben mir nicht, in Gesellschaft von jemandem außer mir zu sein.

Aber was, wenn sie es nicht mehr aus dem Haus geschafft hat? Bald wird das ganze Dorf in Flammen stehen. Eine Kraft überrollt mich so plötzlich wie eine brechende Welle. Ich wanke erst, dann spüre ich die Schnelligkeit in mir. Ich hätte mir niemals zugetraut, etwas dieser Art zu tun. Die Menschen mögen mich nicht. *Und du magst sie auch nicht.* Ich bin unfreundlich, abweisend, will sie nicht in meiner Nähe wissen. Meine inneren Stimmen wollten sie nicht in meiner Nähe wissen. *Du bringst Unglück.* Doch dieses eine Mal leitete mich etwas Anderes. Ich war niemals eine Heldin und wollte es auch nie sein. Ich wusste nicht, was ich tat, als ich in das benachbarte Haus lief. Ich wusste nicht, was ich tat, als ich die Treppe hinauf lief und der Rauch in mich hineinfloss, die Flammen mich anschrien. Ich sah das Mädchen auf dem Boden liegen und hob sie hoch. Sie war leichter als erwartet, ausgehungert und halb verdurstet. Ich zog sie aus dem Haus, konnte kaum noch atmen, und als ich auf die Straße vor dem Haus fiel, wurde alles weiß. Ein strahlenderes Weiß als alles, was ich je gesehen habe. Vielleicht sogar heller als der Schnee meiner Vorstellung.

Die Mittagssonne schien gleißend hell, als ich aufwachte. Die Frau schlief noch. Sie wollte mir ihren Namen nicht verraten, genauso wenig wie sie meinen wissen wollte. Sie hatte nicht mit mir gesprochen. Ich weiß nicht, wie wir überlebt hatten, auf der heißen staubigen Straße zwischen den verbrannten Häusern. Ich weiß nicht, wie lange wir dort lagen, doch es muss lange gewesen sein. Ein so großes, so tödliches Feuer brennt Tage, manchmal sogar Wochen.

Als ich aufgewacht war, war es dunkel und es hatte nach Staub und Asche gerochen. Neben mir hatte die Frau gesessen und eine Wasserflasche gehalten. Sie musste mir täglich ein paar Tropfen gegeben haben, anders hätte ich nicht überlebt. Als ich mich aufgesetzt hatte, war ich voller Fragen, die aus meiner trockenen Kehle gefallen waren wie Sand. Doch die Frau hatte

mich nur aus ihren blassen goldenen Augen angesehen und mich unterbrochen: „Stell keine Fragen. Wir gehen auf der Straße, die die anderen Flüchtenden genommen haben, dann sollten wir bald welche von ihnen treffen und sind einander los. Wir schlafen am Tag und gehen nachts, da ist es kühler.“ Ich hatte meine Augen zusammengekniffen. Mein Kopf war schwer gewesen, und die Welt um mich herum hatte sich gedreht, die Straße war in einem Moment auf mich zu gekommen und hatte im nächsten nachgegeben. Die Frau hatte einen Handwagen neben sich. Er war halb verbrannt, sie musste ihn wohl in einem zerstörten Haus gefunden haben. Ich war ihr schweigend gefolgt, hatte versucht, einen steinernen Fuß vor den andern zu setzen. Es gab keinen Grund mehr, in dem Dorf zu bleiben. *Was, wenn er doch noch kommt?* Wir redeten nicht auf unserem Weg. Sie ging vorne und zog den Handwagen. Manchmal ließ sie ihn stehen, und dann nahm ich ihn. Nach einer Weile nahm sie mir den Griff dann wieder aus der Hand. Ich wollte nicht mit ihr reden. Ich fürchtete sie und verabscheute sie gleichzeitig. Aber ich wusste auch, dass sie die Einzige war, die Wasser hatte, und ich ohne sie verloren war.

Während wir gingen, sah ich zum Mond auf. *Was, wenn er doch noch kommt?* Die Nacht war klar und wärmer als sonst. Ich war schwach und meine Zunge fühlte sich wie ein trockener Stein in meinem Mund an. Die Stille war mir willkommen, wären da nicht meine Gedanken, die um mich herum tanzten wie böse Geister. *Was, wenn er jetzt kommt?* Sie flüsterten mir ihre Lieder ins Ohr. *Du hast ihn allein gelassen.* Sie waren kaum mehr als Wind, und doch lasteten sie schwer auf mir, klammerten sich an mich, wollten nicht von meiner Seite weichen. *Du hast ihn verraten.* Sie hatten recht. Ich dachte immer wieder daran, wie es wäre, wenn er jetzt nach Hause kam. Was gewesen wäre, wenn ich geblieben wäre. Ich nahm all meinen Mut zusammen und fragte, wohin wir gingen und wie lange es dauern würde. Die blassen goldenen Augen durchbohrten mich förmlich. Die Frage hielt sich an der Luft fest, wartete, dass jemand sie nehmen und beantworten würde. „Hör endlich auf, Fragen zu stellen, dann schaffen wir es vielleicht!“ Ich war still, wischte die Frage aus der Luft und spürte die Wut auf mich zulaufen. *Was glaubt sie eigentlich? Erst rettet sie mich, und jetzt will sie nichts mit mir zu tun haben? Sie hätte mich auch sterben lassen können, das wäre besser für uns beide gewesen.* Ich roch die Wut jetzt, hörte sie in meinem Kopf schreien. Ich war wütend auf meinen Bruder, der mich allein gelassen hat. Wütend auf meine Eltern, die uns schon lange vorher allein gelassen hatten. Ich hasste alle Generationen vor uns, weil sie nichts gegen den Untergang getan haben. Früher hatte ich gerne Geschichten über sie gehört. Aber jetzt hasste ich sie für ihre Theater und Kinos und Kleider und die hundert Obstsorten im Winter. Und ich war wütend auf die Frau, auf ihre Arroganz und überhaupt auf alles. Als sie bei Tagesanbruch zwei verbrannte Decken auf dem Boden ausbreitete, sich auf eine legte und die Augen schloss, legte ich mich auf die andere und weinte. Ich war gut darin, lautlos zu weinen. Die Tränen liefen meine Wangen hinunter und schmeckten nach Meer, als sie meinen Mundwinkel erreichten. Die Sonne prügelte gnadenlos auf mich ein, und irgendwann versank ich in einen Halbschlaf, in dem ich von salzigem Feuer und brennendem Wasser und meinem Bruder träumte.

Das warme Licht floss wie Orangensaft auf den Horizont und ich stand auf, um die Decken auf den Wagen zu legen und weiterzugehen. Wir waren schon zwei Tage unterwegs. Wie hatte ich mir nur einbilden können, das Mädchen gleiche meiner Tochter? Ich hasste sie. Sie stellte dumme Fragen und... *Du willst sie nur nicht an dich heranlassen.* Ich wollte meine inneren Stimmen anschreien, sie sollen mich in Ruhe lassen. Gut, ich hatte keinen richtigen Grund, sie zu hassen. Ich tat es einfach. Ist das so schlimm? *Du bereust es, ihr das Leben gerettet zu haben.* Nein. *Gib es zu.* Ich konnte und wollte nicht darüber nachdenken. Ich gab ihr den Wagen und

beschloss, sie ihn die ganze Nacht ziehen zu lassen. Die Nächte wurden wärmer und rochen jetzt nur noch nach Tod. Man hörte nichts außer unsere Schritte auf dem Sand. Die Landschaft war weit. Manchmal sah man einen vertrockneten Baum oder einen sterbenden Dornbusch. Die Straße war festgetreten. So viele Füße hatten auf ihr das Leben gesucht. Wie viele es wohl gefunden hatten?

Es fiel ihr irgendwann auf, dass ich den Wagen nicht mehr nahm. „Du bist jetzt dran. Du kannst den Wagen jetzt wieder nehmen.“ Ihre Stimme klang ausgetrocknet und rau. „Ich nehme den Wagen nicht mehr. Du kannst ihn ziehen.“ Ich drehte mich nicht um, trotzdem spürte ich die Wut hinter mir, hörte ihren lauter werdenden Atem. Doch bevor sie etwas sagen konnte, fügte ich hinzu: „Du solltest mir dankbar sein, dass du überhaupt hier bist.“ Ich merkte, wie meine Stimme lauter wurde, und versuchte, sie nicht zu sehr schwingen zu lassen. Doch sie rutschte aus und wurde schrill. „Ich gebe dir mein Wasser und lasse dich mit mir gehen! Ohne mich würdest du keinen Tag überleben! Ich habe dir dein Leben gerettet!“ Im ersten Moment sah sie eingeschüchtert aus, und ich drehte mich wieder um und ging weiter, hörte voller Stolz, wie sie den Wagen weiterzog. Es wurde langsam wieder still. Meine Worte schienen von der Weite aufgesogen worden zu sein wie Wasser von Papier. Verschluckt. Dann hörte ich ihre Stimme erneut. Sie sprach langsam. Die Worte bebten und tropften voll Hass. „Ich habe dich nicht darum gebeten, mich zu retten.“ Ich drehte mich um. Das Mädchen ließ den Wagen stehen und ging an mir vorbei. *Lass dich nicht von diesem dummen Mädchen benutzen.* „Wir schlafen hier“, sagte ich so kurz und neutral wie möglich, nahm mir eine Decke und legte mich mit ihr auf den staubigen Boden, der nicht ungeeigneter zum Schlafen hätte sein können. Sie nahm sich ebenfalls eine Decke und legte sich darauf. Ich schloss die Augen. *Du hast gewonnen.* Und ich lächelte.

Ich ertrage es nicht mehr. Die ganze Nacht lang denke ich an das Wasser im Wagen. Es ist mehr, als ich mir je erträumt habe. Mein Körper schreit danach. Mein Kopf ist schwerer als die schwarze Nacht, meine Gedanken spielen mir Streiche, lachen mich aus. Sie sind so laut, ich ertrage es nicht länger. *Was, wenn er doch noch gekommen ist?* Wenn sie schläft, weine ich. Manchmal weine ich auch beim Gehen. Ich bin leer. Es gibt nichts mehr. Die Wüste scheint so weit, so windstill, man sieht nichts am Horizont und mein Leben besteht nur noch aus den schweren Schritten, unerbittlicher Sonne, schreiendem Durst und ihr. Ich brauche Wasser. Alles in mir verlangt danach. Aber ich kann sie nicht darum bitten. Ich brauche sie. Ohne sie würde ich sterben. *Wäre das so schlimm?* Ich will nicht sterben, nicht hier, nicht jetzt. Ich bin auf ihr Wasser angewiesen, auf sie angewiesen. *Aber sie braucht dich auch.* Alleine kann hier niemand überleben. Ich sah zum Mond auf. Der silberne Spiegel neigte sich schon zum Horizont. Sie schläft schnell ein, das wusste ich. Und sie schläft tief. Ich lauschte dem Mond, den Sternen und fragte sie nach Mut. Und als der Tag anbrach und sie sich schlafen legte, hatte ich das Gefühl, ich könnte es tatsächlich tun.

Ich wartete eine Weile bis ich sicher war, dass sie tatsächlich schläft. Dann stand ich auf. Leise wie ein Schatten. Ich schlich mich zum Wagen hinüber und versuchte leise, so leise wie der Nachtwind, der mir so oft das Haar gestreichelt hatte, eine der Plastikflaschen herauszuziehen. „Was machst du da?“ Ihre Stimme schnitt durch die Stille wie eine Glasscherbe. Ich fuhr herum. Das blasse Gold durchdrang mich und ich brachte keinen Laut hervor. Ich verstand kaum die Worte, die sie dann schrie. Ich fühlte mich wie in einem Meer aus Watte, taub und blind. Ich verstand nicht, mein Kopf war voller weißer Wolken. Doch als ich nichts mehr hörte und sicher

war, sie wäre wieder eingeschlafen, wankte ich zurück zu meiner Matratze und starrte in die gleichgültige Hitze, bis die Nacht anbrach.

Nachdem sie versucht hatte, etwas Wasser zu stehlen, schien meine Sicht klarer zu werden. Ich verstand plötzlich, wieso sie so wütend war. Ich spürte ihre Not und fühlte mit ihr. Und doch hasste ich sie noch. Oder? Nach einer Woche ging es mir immer schlechter. Ich hatte zu viel Zeit nachzudenken, zu viel Zeit, meinen inneren Stimmen zuzuhören. *Du hasst sie nicht mehr.* Doch, das tue ich. *Du fühlst mit ihr.* Ich hasse sie. Sie hat versucht zu klauen, stellt Fragen, versucht mit mir ein Gespräch anzufangen, weil sie ein schlechtes Gewissen hat. *Du magst sie doch eigentlich.* Höchstens ein bisschen. *Du gibst ihr jetzt jeden Tag etwas mehr Wasser.* Unbewusst. *Du darfst sie nicht mögen. Du wirst sie verlieren.* Ich mag sie doch auch nicht. *Du bringst Unglück. Vergiss das nicht.* Ich schien verrückt zu werden. Ich wollte schreien, doch es war zu heiß, die Sonne brannte und alles in mir war nichts als Staub. Mein Kopf schmerzte, die Hitze und der Durst prügeln darauf ein. Und nun wusste ich nicht einmal, was ich fühlte. Ob ich überhaupt noch fühlte. Wer bin ich? Und wer ist sie? Ich sah sie jede Nacht weinen, wenn sie dachte, ich schlief. Und doch – war sie nicht immer noch nur ein kleines dummes Mädchen, das ich loswerden wollte? Eine Woche war vergangen, und ich ertrug es nicht mehr. Was wäre gewesen, wenn ich einfach in dem brennenden Haus geblieben wäre? Und was wäre, wenn ich einfach hier liegen bleiben würde? Sie wäre allein. Also stand ich jeden Abend auf und ging weiter.

Zwei Wochen. Zwei Wochen Hitze, Sonne, Durst und Trockenheit. Wir hatten noch Wasser für weitere zwei Wochen. Ich war immer noch am Leben. Immer noch kämpfte ich Nacht für Nacht gegen meine Gedanken und zwang mich, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Mir war schwindelig. Die Welt um mich herum schien sich zu drehen, schien nicht mehr auf meiner Seite zu sein, selbst der Mond sah seltsam aus, wie ein Fleck in wunderschönem schwarzem Stoff. Und doch lebte ich noch. Und ich wusste, ich hatte es ihr zu verdanken. Manchmal hatte ich versucht, mich mit ihr zu unterhalten, aber sie antwortete nicht. Ich hasste sie nicht mehr. Ich bewunderte sie vielmehr. Für ihre Stärke, ihre Willenskraft und ihre Ausdauer. Sie wurde zu einem Vorbild für mich. Die Tränen waren immer noch Teil meines Seins. Doch sie gab mir Kraft durch ihre Stärke, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst war, auch wenn sie mich wahrscheinlich hasste und es nicht erwarten konnte, mich loszuwerden. *Aber warum ist sie dich dann noch nicht losgeworden? Sie würde auch ohne dich überleben.* Manchmal meinte ich zu merken, dass sie mir etwas mehr Wasser gab oder den Wagen etwas länger zog. Aber ich war mir sicher, dass sie mich nicht mochte. Noch immer war sie abweisend, wollte nicht sprechen und keine Last wie mich haben. Auch ich wollte nicht mit ihr reden. Irgendwo in mir hatte ich Angst. Angst, sie besser kennenzulernen, sie zu mögen oder sogar wie eine Mutter zu lieben. Denn je mehr ich andere liebte, desto weniger blieb für mich selbst. Alle Freundschaften, die ich bis jetzt hatte, waren oberflächlich und führten nur dazu, dass ich noch mehr weinte, noch mehr in den dunklen Spiegel in mir starrte. Die Nacht war warm wie immer. Der Mond am wolkenlosen Himmel sah mich fast vorwurfsvoll an. Ich schleppte meine Füße über den Sand, versuchte nicht mehr zu denken, versuchte, mich nicht von meinen Gedanken niederdrücken zu lassen. Irgendwann war nur noch Wasser und kühle Luft in meinen Träumen. Ich betrachtete meine eingerissenen Hände, biss auf meine trockene Unterlippe, aus der leises Rot weinte. Wie lange noch? Wie lange noch, bis wir leben können? Es hatte keinen Sinn mehr für mich. Ich

sah keinen Sinn mehr in dem unendlichen Tragen meines schweren Körpers. Und wozu auch? Gibt es noch einen Ort, an dem alles gut ist? Einen Ort mit vier Jahreszeiten, mit genug und sauberem Wasser, Insekten und frischem Grün? Und was, wenn mein Bruder nach Hause gekommen war? Ich fühlte nichts mehr, wollte hier in der unendlichen Wüste bleiben, durch die der helle, brennende Tod schlich. Aber ich ging weiter. Nacht für Nacht. Einen Fuß vor den anderen. Denn sie ging auch weiter.

Meine Hände waren wund von dem rauen Holz des Handwagens. Ich nahm ihn jetzt jede Nacht. Meine Haut war trocken und riss auf, ich versuchte, so wenig Wasser wie möglich zu trinken, damit noch mehr für sie bleibt. Der Mond sah jetzt aus wie eine Drohung. Ein silberner Spiegel, der jederzeit vom Himmel fallen und in tausend Scherben zerbrechen könnte. Er hatte die Farbe des Todes. Die Nachtluft war schwarz und wollte uns in sich einschließen, uns ersticken. Manchmal sah ich meine Tochter oder meinen Mann hinter einem Baum oder Strauch. Manchmal liefen sie auf mich zu. Die Straße aus festgetretenem Sand schien sich an mir festzuklammern, doch ich watete durch sie hindurch. Einen Schritt noch. Noch einen Schritt. Wir hatten seit fast drei Wochen nichts anderes mehr gesehen. Ich ermahnte mich immer wieder, die Tage mitzuzählen, um bei Verstand zu bleiben. *Heute wäre Donnerstag, der 25. August 2098.* Ich dachte viel über das Mädchen nach. Jetzt hätte ich gerne ihren Namen erfahren. *Wenn du ihren Namen kennst, ist sie dir näher. Was, wenn du sie dann verlierst? Du bringst Unglück.* Nach fast drei Wochen kannte ich sie noch immer nicht. Sie war stark. Jede Nacht stand sie wieder auf, jede Nacht zwang sie sich weiterzugehen. Ich weiß, wie schwer das fällt. Aber sie gibt mir Kraft. Ich sehe immer noch fast jede Nacht glitzernde Tränen in ihren Augen. Ich wünschte, ich könnte sie trösten. Ich wünschte, ich könnte mich öffnen, das Schweigen brechen, mit ihr reden. Es würde die Reise erträglicher machen. *Du bringst Unglück.* Es tut mir leid, dass ich oft so abweisend bin. Ich merke, wie ungerecht ich bin. Sie muss mich hassen. *Aber du bringst Unglück. Was, wenn du sie verlierst?* Ich wollte aufgeben, wollte nicht mehr aufstehen. Ich wollte all das Wasser, das wir noch hatten, auf einmal trinken, das alte harte Brot, von dem wir nur alle vier Tage ein kleines Stück nahmen, auf einmal essen und dann auf den Tod warten, der so weiß und hell war wie der Mond. Aber sie ging weiter. Und so ging ich auch weiter.

Seit zwei Tagen hatten wir kein Wasser mehr. Alles schien falsche Proportionen zu haben, als wäre man unter der Wasseroberfläche und würde die Welt an Land betrachten. Formen verschwammen, der Mond schrie und zerfloss auf dem harten Blau des Himmels, auf dem helle Perlen tanzten. Mein Kopf war wie betäubt. Ich dachte nicht mehr, und wir sprachen jetzt gar nicht mehr. Alles in mir war ausgetrocknet, fühlte sich kleiner und zerrissen an. Ich sah die Welt nur noch durch einen dunklen Schleier. Schwarz. Die Farbe des Todes. Ich zählte immer noch die Tage, um nicht verrückt zu werden. Fast vier Wochen. Aber ich weiß, dass es nicht länger sein wird. Ich weiß, dass jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, an dem ich aufgebe.

Und dann geschah es. Erst war ich mir nicht sicher, ob es echt war. Leise, ganz leise fing es an. Doch es wurde mehr, wurde lauter, überwältigte uns beinahe. Ich warf einen Blick zu ihr hinüber. Auch sie starrte wie hypnotisiert nach oben. In ihren blassen goldenen Augen spiegelte sich der Mond. Ich sah zum Himmel. Es war tatsächlich wahr: es regnete. Es wurde immer mehr, schien nie mehr aufhören zu wollen. Wir sahen uns an, lächelten und dann umarmten wir uns.

